

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 569. Halle, Mittwoch 5. Dezember 1894. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Berlin, 5. Dezember. Die Meldung, das v. Wallraat...

Wigdorf, 5. Dez. Gestern verbrannte ein am Epilepsie...

Breslau, 5. Dezember. Es verlautet, der Kommandirende...

München, 5. Dezember. Der Arbeiter Obfeld wurde...

Paris, 5. Dezember. Die Voruntersuchung gegen Konstant...

Bonn, 5. Dezember. Emile Jola wurde gestern mit seiner...

Wien, 5. Dezember. In Waga erschoss ein zwölfjähriger...

London, 5. Dezember. Dieblätter veröffentlichen eine...

London, 4. Dezember. Die Times erfahren aus angeblich...

Tagelagerung... Die letzten Ereignisse... Die Besetzung...

Die Besetzung... Die letzten Ereignisse... Die Besetzung...

Aus Nah und Fern.

Cholera in Belgien. Die Gesundheitsbehörde in Belgien...

Aus dem Jenseitigen... Der Unglückliche war tot...

Von den Wörtern des Deutschen Franz Neumann...

Wahlmahl der Wörner. Wegen des Verfalls...

Wucherprozess Treubner und Genossen. S. & H. Berlin, den 4. Dezember.

Die Verhandlung in dem Wucherprozeß nahm heute...

Wendel Treubner, Kavalier. 4 wohnhaft, im Jahre 1846...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...

rg. soll in...

13. gegen...

Dom 21. er...

Uebere...



(Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Kapitäns.

[12] Roman von G. Rosenthal-Bonin.

Die amtliche Unterſuchung der Hinterlaſſenſchaft des Fräulein Thereſe Holle ergab abſolut keinen Anhaltspunkt für ihr Verſchwinden, von dem Mädchen ſelbſt fand man keine Spur, und auch Herr Runkeln, dem eine Privatunterſuchung in der Wohnung des Inſpektors bewilligt wurde, die trotz des wüthenden Proteſtes der Köchin unter dem Schutze von vier Poliſtiſten in den Briefkäſten und Kisten und Kasten des Fräuleins ſtattfand — auch Herr Runkeln entdeckte abſolut nichts, was auf eine Verbindung mit jemand anderem hindeutete und Gründe für eine Flucht, einen Selbſtmord darboten konnte.

Der kleine Aſſeſſor wartete noch einige Tage, aber es war ein vergebliches Harren und Hoffen; weder die Leiche des Fräulein Holle noch ſonſt irgend etwas auf die Dame Bezügliches wurde entdeckt; auch die Nachforſchungen auf der Poſt und auf der Bank ergaben kein Reſultat, da ein Fräulein Thereſe Holle keine Briefe empfing und auf dieſen Namen kein Geld eingetragen war, hiñſichtlich anderer Perſonen beide Inſtitute die Auskunft aber ſo lange verweigerten, bis eine ſtaatsanwaltliche Aufforderung vorlag. So reiste denn nun der Aſſeſſor ziemlich herabgeſtimmt und verdrießlich nach Stettin zurück, nachdem er Karstens, mit ſorgfältigen Unterweiſungen verſehen, vorläufig noch in Bremen zurückgelaſſen.

Siebentes Kapitel.

Der Aufenthalt des Neptun in Marſeille dauerte nicht ſo lange, als man angenommen hatte. Die Waaren ließen ſich ſchneller unterbringen, der Verſtader hatte für große Wagen geſorgt, und nach dreitägiger tüchtiger Arbeit ließ der Neptun ſich ſieben Papiere ausſtellen und dampfte aus dem Hafen der großen ſüdlichen Handelsſtadt Frankreichs.

Es hatte ſich für Gilda keine weitere Gelegenheit ergeben, mit dem ihr immer ſympathiſcher werdenden Steuermann Peſtaluz Spaziergänge und Ausflüge zu machen, heftiges Regenwetter trat ein und das iſt im Winter im Süden ſehr unangenehm, kalt und widerwärtig, und dann war auch plötzlich durch die Fürſorge Holles der neue Steuermann auf dem Schiffe nothwendig und anhaltend beſchäftigt.

Gilda wiederum machte, der Mahnung des Vaters eingedenk, keine Verſuche, den jungen Mann, nach dem ſie ſich einſchieden zu ſehen begann, von dem ſie Tag und Nacht träumte, zu Beſuchen im Hotel einzuladen.

So verſtrichen ihr denn die zwei Tage nach der Wanderung durch die Stadt, welche man noch in Marſeille blieb, ſehr einſam und langweilig und ſie war froh, als der Vater ihr die Abkürzung des dortigen Aufenthaltes ankündigte, denn dieſe gab nun wieder Gelegenheit, Friß Peſtaluz ſtündlich zu ſehen und zu ſprechen.

Der Regen hatte aufgehört, jedoch ein kalter Wind blies, der Himmel war grau, ſchwere Wolken hingen an ihm und das Meer ging hoch und hatte eine gelbgrüne Farbe, weithin ſah man weiße Schaumkronen wie Lämmer hüpfen und der Neptun arbeitete ſchwer und ſchwankte. Hagelkörnerdauer fielen von Zeit zur Zeit praeſelnd auf das Schiff, und wenn auch hier und da die Sonne grell golden hervorbrach und das Meer dann herrlich, hier tiefgrün, dort ſmaragdgrün-blau und in der Ferne purpurviolett färbte, ſo war es doch kein Wetter, um ſich länger als einige Minuten auf Deck aufhalten zu können.

Gilda blieb daher nach einigen Verſuchen, ſich oben im Freien zu behaupten, in der Kajüte und ſuchte ſich die Zeit zu vertreiben, ſo gut es ging. Sie las, wanderte im Schiff umher, ſchaute durch die dicken runden Glasfenſter dem raſlos tanzenden Spiel der Wellen und Wogen zu und nahm dann wieder eine elegante Stickerei zur Hand. Bei der ſtarken Bewegung des

Schiffes machte das Zählen jedoch große Schwierigkeiten, auch war das Licht durch den Reflex der grünen See für die Wahrnehmung der Farben ungünſtig. Gilda legte daher die Arbeit wieder fort und ging von Neuem auf „Entdeckungsreiſen“ im Schiffe aus.

Sie kam an einer angelehnten Kojentür vorbei, das Schiff ſenkte ſich in dieſem Augenblicke ſtark und Gilda ſchwankte gegen die Thür und taumelte in den Kojenraum. In demſelben Moment ſiel ihr von einem der Holzperſchläge oben, welche zur Aufbewahrung der Mannſchaftsbagage dienen, etwas vor die Füße, ein Schrecken ergriff ihr Herz, ſie erkannte, daß ſie in der Kojen des Steuermanns ſich befand, lag doch ihr Geſicht, das japaniſche Käſtchen, deſſen Deckel durch den Fall ausgeſprungen, und der Brief an Friß, welcher im Poſtgebäude ſchon ihre Neugierde erregt hatte, offen vor ihr am Boden. Ihr Auge beſtete ſich ganz unwillkürlich auf ein Wort in dieſem Schreiben, ein Wort, das in den vielen deutſch geführten Unterredungen ihres Vaters mit Holle oft an ihr Ohr gedrungen — dieſes Wort hieß Tribonius. Was hatte der Name in dem Briefe an Herrn Peſtaluz zu thun? Sie nahm den Brief zur Hand und verſuchte zu leſen, ſie verſtand faſt nichts, der Brief war deutſch geſchrieben, aber da kam auch das Wort Lohengrin vor. Sie hatte dieſen Namen gleichfalls oft zwiſchen den beiden Männern erwähnen hören. Der Brief ſchloß: „Nun leb wohl, mein lieber Friß Peſtaluz alias Tribonius, edler Rhedersſohn aus der guten Stadt Stettin und jetziger ſimpler Steuermann auf dem Neptun aus Weltſchmerz und Prozeßmüdigkeit. Sei gegrüßt von Deinem Runkeln!“

Dieſe letzten Zeilen verſtand das Mädchen. Ein ſeltſames Gefühl von unheimlichen Empfindungen beſchlich ſie. Haſtig legte ſie den Brief wieder in das Käſtchen, warf dieſes auf den Verſchlag hinauf und verließ eilfertig die Kojen. Sie begab ſich ſofort in ihren Schlafrum, ſetzte ſich dort auf den hübschen niedrigen Fauteuil, den die Galanterie Holles hier für ſie heringeſchafft, und dachte über dieſe ſeltſamen Zuſälligkeiten nach. „Aho dieſer Mann heißt auch Tribonius,“ ſagte ſie ſich; „aus Weltſchmerz und Prozeßmüdigkeit iſt er ſimpler Steuermann geworden. „Lohengrin“ iſt jedenfalls ein Schiffsname — ſollte er um ein ſolches Schiff prozeſſirt haben? Der Steuermann nannte ſich ſelbſt einen verarmten Rhedersſohn; hat vielleicht der Verluſt eines Lohengrin ihm das Vermögen gekoſtet? Weßhalb erwähnte aber nur mein Vater dieſen Namen ſo oft in den geheimnißvollen Verhandlungen mit Holle, die ich nicht verſtehen durfte? Was hatten die Namen Tribonius und Lohengrin in ihren Geſprächen zu thun und was mag es bedeuten, daß ich beide in dieſem Schreiben wiederfinde? Handelt es ſich hier um eine dunkle That Holles und meines Vaters, zu welcher dieſer junge Mann in Beziehung ſteht? Wartet um dieſer That willen ein ſo ſeltſames Verhältniß, faſt wie ein Zwang, dem mein Vater unterliegt, zwiſchen Holle und meinem Vater? Hat ſeine Namensänderung damit etwas zu thun? Iſt am Ende die Erbiſchaft ein Märchen und ſtammt das Geld wo anders her?“ Und von nun an überließ ein unheimlicher Schauer das ſo ſinnende Mädchen, ſie beſchloß, ſich ſofort Klarheit zu verſchaffen, und begab ſich in die Kajüte ihres Vaters. . . Dieſer hatte eben ſeinen Mittagsſchlaf beendet, ſaß auf dem Lederſofa und dampfte aus der großen Meeriſchaumpfeife, indem er dabei die Frachtbriefe revidirte. Er ſah daher nicht auf, als ſeine Tochter eintrat, ſonſt müßte er an ihrem blaſſen Geſicht, den weit geöffneten Augen und dem fliegenden Athem bemerkt haben, daß etwas Außerordentliches ſie zu ihm führte.

„Vater!“ begann Gilda.

„Was iſt?“ fragte dieſer gemächlich.

„Kenneſt Du einen gewiſſen Tribonius?“ ſprach Gilda ſehr nachdrucksvoll.

Der Kapitän zuckte zuſammen wie vom Blitz getroffen, er ließ die Pfeife aus den Lippen fallen, ſein Mund blieb weit

offen und seine dunklen, glanzlosen Augen starrten seine Tochter an, als erblickte er einen Geist, sein Gesicht war aschfahl und seine Hände, die auf dem Tische lagen, zuckten krampfhaft.

„Ich sehe, Du kennst den Namen“, fuhr Silba fort, „dann weißt Du auch, was mit dem Lohengrin ist.“
Jetzt sprang der Kapitän wie ein Tiger auf seine Tochter zu, ergriff sie bei den Armen und schrie mit heftiger Stimme: „Schweig! Kein Wort weiter davon, kein lautes Wort, wenn Du am Leben bleiben willst!“ und seine seltsamen Augen bohrten sich mit jenem unheimlichen, dunklen Glühen in die ihren.

„Sprich, was weißt Du, woher weißt Du von der Sache?“
„Was ich weiß“, sagte Silba bebend und versuchend, sich von der eisernen Umklammerung der Hände ihres Vaters zu befreien, „was ich weiß, daß Du mit Holle einen bösen, lichtscheuen Streich gemacht hast — das lese ich jetzt auf Deinem Gesichte, und woher ich das weiß? — Tribonius ist auf unserem Schiffe — es ist Fritz Bestaluz!“

Der alte Kapitän ließ seine Tochter fahren, todtbleich taumelte er an die Kajütenwand zurück, dann sank er kraftlos in die Knie und Fieberfrost schien ihn zu schütteln. Er faltete seine Hände, hielt sie empor, richtete seine Augen nach oben und rief in tiefster Erschütterung, aus geschrecktester Seele: „Es giebt eine Vorsehung, es giebt eine rächende Vorsehung, ein richtendes Verhängniß — und es hat mich ereilt!“

Er fiel vornüber und lag so da auf dem Boden, das Gesicht in die Hände begraben. Lange verharrte er so, dann richtete er sich langsam auf, sein rundes Gesicht war lang und die Augen noch erloschener, er nahm Silba beim Arm, führte sie zum Sopha und setzte sich neben sie.

„Wir müssen jetzt ruhig sprechen, Silba“, begann der alte Kapitän mit zitternden Lippen, „es hängt von unserer vernünftigen Ueberlegung all unser, Dein und mein Heil ab. Von wem hast Du erfahren, daß jener Mann der Tribonius des Lohengrin ist.“

„Aus einem Briefe, den ein Zufall mir vor die Füße warf, er war deutsch geschrieben. Mein Auge fiel auf den Namen Lohengrin, den ich aus Deinen deutschen Gesprächen mit Holle kannte, und unten am Briefe stand deutlich, daß dieser Fritz Bestaluz eigentlich den Namen Tribonius führte, ein Rhebersohn aus Stettin sei, prozeßmüde wäre und deshalb auf dem Neptun einen Dienst gesucht habe.“

„Das stand alles in dem Brief?“ warf der alte Kapitän ein.

„Wörtlich so!“ bestätigte die Tochter.

„Ist das jener Brief, den er in Marseille auf der Post empfing?“ erkundigte sich der Vater.

„Derselbe, er legte ihn damals in das japanische Kästchen,

und dieses warf mir das Schwanken des Schiffes in seiner Kose vor die Füße.“

„Sollte sich dieser Mann als Spion an Bord hier begeben haben?“ sprach Kapitän Holle nachdenklich.

„Das glaube ich nun und nimmer“, ließ Silba vernehmen; „es ist ein seltsamer Zufall.“

„Es ist eine Fügung des Himmels“, äußerte der Kapitän. Dann legte er sich zurück und schloß die Augen einige Zeit, man hätte meinen können, er schlafe. Plötzlich ergriff er beide Hände seiner Tochter und sprach: „Höre mich an, Silba. Es ist ein Rheber Tribonius in Stettin, den wir, Holle und ich, um ein reichbefrachtetes Schiff, den Lohengrin, gebracht haben. Wir glaubten, der immens reichen Versicherungsgesellschaft diesen Streich zu spielen, diese zog sich jedoch heraus und der Rheber verlor das Geld, prozeßirte mit der Gesellschaft, und den Verlauf des Prozesses erfahre ich eben jetzt aus Dei

Kommt die Sache heraus, vor die Gerichte, so wandere ich in das Zuchthaus, wenn ich nicht vorziehe, mich dahin zu begeben, wo man niemand mehr von Schergen und Gerichtsdienern holen lassen kann; ich komme hinein wie Holle. Ich glaube aber, daß wir uns retten können, Silba, daß ich auch den Schimpf, einen solchen Vater gehabt zu haben, Dir vom Haupte abwenden kann. — Höre mich zu Ende“, fuhr er fort, Silbas Hände von neuem wie stehend an sich ziehend.

„Fritz Bestaluz oder Tribonius ist ohne Zweifel der Sohn des Rhebers, denn jetzt erkenne ich die auffallende Ähnlichkeit mit dem Vater; der junge Mann erinnerte mich sofort an ein Gesicht, das ich schon einmal gesehen, aber meine Augen haben in den letzten Jahren gelitten, sie sind so trübe geworden, und ich kann ihnen nicht mehr trauen. Nun, dieser Sohn soll alles wieder erhalten, was wir seinem Vater nahmen, ohne daß er zu erfahren braucht, daß ich der Verworfene bin, der ihn um das Seine brachte. Du liebst jenen Mann, ich weiß es. Ich will Dir die Wege ebnen, ihn zu heirathen. Mein Leben kann nicht mehr sehr lange währen, und nachher soll er erfahren, wer ich gewesen, wie ich zu dieser That gekommen und welche Gründe mich dazu verführt.“ Der Kapitän hatte bisher leise gesprochen, noch leiser fügte er hinzu: „Vor Holle müssen wir uns jedoch hüten, er darf vorläufig noch nicht eine Silbe von alle dem errathen, er haßt jenen jungen Mann inständig, dann aus Eifer sucht, weil er sah, daß Du ihn begünstigst; wüßte er von unserem Plane, so birgte ich keine Minute mehr für das Leben des Bestaluz, des Tribonius.“ verbesserte sich der Kapitän. „Seine Leidenschaft kennt keine Fesseln, keinen Zwang, sie hebt vor nichts zurück, auch nicht vor einem Mordmord, Silba,“ schloß der Kapitän nachdrucksvoll.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Betrugslexikon.

Die „gute, alte Zeit“ ist wieder zu Ehren gekommen. In tausendfältigen Variationen wird gegenwärtig ihr Lob gelungen, werden die Einrichtungen gepriesen, welche einstmal's Bestand hatten, und das Rückgrat der Gesellschaft bildeten. Ja, das war in der That eine herrliche Zeit. Man quälte sich nicht, war nicht nervös, regte sich nicht auf, wie heutzutage, sondern lebte ruhig und sorgenlos in den Tag hinein. Die Gesellschaft war nicht atomisirt, nicht durchwühlt wie heute, jeder Stand, jedes Gewerbe hatte den Schwerpunkt in sich, war voller Mark und Kraft. Und alle Welt war zufrieden. Und man betete fleißig. Und man übte Treue und Redlichkeit. Ja, „Treue und Redlichkeit“, das ist das Steckpferd, das die Lobjäger der „guten, alten Zeit“ mit besonderer Vorliebe reiten. Hierbei stimmen sie aber gleichzeitig bewegliche Klagen darüber an, daß heutzutage aus Handel und Wandel Treue und Redlichkeit verschwunden, daß alle Welt vom Schwindelgeiste ergriffen sei, daß im Großen wie im Kleinen der Betrug eine überwiegende Rolle spiele. „Ja“, sagen sie, „die „gute, alte Zeit“ muß wieder heraufbeschworen werden, sie muß wieder aufleben, so wie sie einst war, schlicht, treu und redlich.“

Das Jahr 1721 gehört sicherlich zur „guten, alten Zeit“. Aus diesem Jahr stammt ein umfangreiches Buch, das den etwas absonderlichen Titel führt: „Betrugslexikon, worinnen die meisten Betrügereyen in allen Ständen, nebst denen darwider guten Heils dienenden Mitteln, entdeckt von Georg Paul Hönn, Dr. juris, fürsüßlich Sächsischer, Gemeinshaftlicher Rath und Amtmann in Coburg.“ Der Autor hat sich also die Aufgabe gestellt, die zu seiner Zeit üblichen Betrügereien, nach Ständen alphabetisch geordnet, aufzuzeichnen zu Mug und Frommen der Mitwelt. In

der Vorrede mit dem bezeichnenden Motto: „Der Welt Waagen und Flug, ist nur Lug und Trug,“ donnert der „Gemeinshaftliche Rath“ in einer Weise gegen die Betrügereien, so allerorten und in allen Ständen verübet werden, daß man glauben möchte, der Verfasser wäre bei einem unserer bibelstärksten „Antiforruptionisten“ in die Schule gegangen.

„Die eine Heißt im Jahre“, ruft der „Gemeinshaftliche Rath“ entrüstet aus, „treibt man Betrügerey, die andere Heißt übt man sie wieder auf das Neue. Denn diese Messe, wo man Wahrheit vor Lügen, und Lügen vor Wahrheit Gall vor Honig, Hütten-Rauch vor Weyrauch, und Worte vor Werke verkauft, floriret aller Orthen, täglich. Hingegen ist die Aufrichtigkeit, Treue und Redlichkeiten bey nahe unter die res desperatas (verlorene Sachen) und das Geschlecht der Ehrlichen bald gar unter die ausgestorbenen Familien, das Buch der Redlichen aber der betrügerischen Welt inter libros prohibitos (unter die verbotenen Bücher) zu zehlen.“ Der Verfasser, der seine Zeit mit so finsternen Farben malt, ist wohlgemerkt, kein polternder Kapuziner, sondern ein Jurist, ein Mann der Thatfachen, der, wie er ausdrücklich hervorhebt, eine dreiunddreißigjährige richterliche Amtsthätigkeit hinter sich hat und nur das schilderte, was er mit eigenen Augen gesehen.

Es gewährt einen eigenartigen Reiz, in diesem alten Schmöker zu blättern. Und indem wir uns in die Lektüre dieser „Artikuls“ mit ihren gewundenen, langathmigen Sätzen vertiefen, taucht auf einmal das Bild des Autors vor uns empor. Er ist ein gemüthlicher, alter Herr mit einem feisten Gesicht. Eine Allongeperücke bedeckt sein gelehrtes Haupt. Er trägt in der Hand einen Stock mit silbernem Knopf, raucht viel Tabak und schnupft viel. Abendlich lenkt er seine Schritte „zum rothen Dohsen“, wo einige ehrenfeste Bürger in einem niedrigen Gemach

zu einem gebiegenen Trunk sich einfinden. Da wird über die schlechten, gottlosen Zeiten gemurmelt, über die Quackalber, Alchymisten, Zauberer und Komödianten, so das Volk verführen und demselben die Groschen aus dem Geldbeutel stehlen. Zuweilen entbrennt ein Disput darüber, ob der König von Preußen, der unlängst wieder um ein Heibengeld einige „lange Kerle“ für seine Potsdamer Garde angeworben, recht daran gethan, daß er dem Philosophen Christian Wolf „bei Strafe des Stranges“ befohlen habe, binnen vierundzwanzig Stunden Halle zu verlassen. Auch über den Philosophen und Zeitungschreiber Thomafius in Leipzig, der gegen die Herenprozesse kämpft, fällt manch gewichtiges Wort. War doch der Amtmann selbst als Student dabei, als Thomafius, der im Jahre 1688 die erste deutsche Zeitschrift gegründet hatte, wegen seiner Ansichten unter dem Gelächte des Armenjüngerlöschchens die Mauern von Leipzig verlassen mußte. Immer wieder kommt aber die Rede auf die erschrecklichen Verträge, so da im Schwange sind. Jedermann weiß davon ein Lied zu singen, selbst der deutsche „Geyeriten-Meister“, der in seiner Kunst jattsam erfahren und sich grün und blau darüber ärgert, daß sein französischer Kollege auf die Scholaren nicht wohl Acht habe, ob sie auch die Cadence halten, nur daß sie desto länger bei ihm zu ihrer Perfektionirung das Tansen treiben mögen. Und während all dieser Wechsel- und Schimpfreden jaugt der Amtmann an seiner Meerschampffseife und denkt an sein Buch, das er schreiben möchte. Als er aber mit sich darüber im Reinen war, da sagte er den ehrsamem Tischgenossen: „Ich will den Deckel von dem „Betrugshafen“ abnehmen und denen vorne leckenden, hinten aber fragenden Kägen die Schellen anhängen.“ Und setzte sich hin und schrieb das Betrugslexikon.

Wir können selbstverständlich aus der Fülle des vorliegenden Stoffes nur Einiges hervorheben. Greifen wir daher aufs Geratewohl hinein. In dem Artikel „Beutelschneider“ lesen wir: „Dieselben betriegen 1. Wenn sie überall in den vornehmsten Gasthöfen einkehren und darinnen die Reisende mit Karten- und Würfel-Spiele derart anführen, daß sie die mit Ihnen spielende Gäste Anfangs etliche Spiele gewinnen lassen, zuletzt aber durch angelegte Karten Ihnen den Beutel wader fegen. 2. Wenn sie als vornehme Cavalliers gekleidet in einen Gasthof kommen, bei dem Wirth sich in guten Credit setzen, und dann heimlich aus dem Haus gehen. 3. Wenn sie sich an königlichen und fürstlichen Höfen in eben der Livré wie die Diener bekleidet, in die Gemächer begeben und daraus, was sie nur von Kostbarkeiten antreffen und mitnehmen können, davon tragen. 4. Wenn sie bei Jahrmärkten, wie zu Leipzig geschehen, den Leuten die güldenen und mit Diamanten besetzten Ringe an Fingern, zusammen den Fingern mit einem Scheermesser abschneiden zc. zc.“

In welcher Weise „Frauenzimmer und Eheweiber“ im Jahre 1721 betrogen, zeigen die nachstehenden „Artikels“, aus denen wir allerdings nur das Wesentlichste anführen können und manches Allzuträgliche ganz übergehen müssen:

Eheweiber betriegen, 1. wenn sie bei Einkaufung von Victualen oder anderer Dinge den Männern mehr anrechnen, als sie davor ausgelegt, wenn sie den Geldbeutel der Männer heimlich visitiren und das Geld davon verkaufen oder an Hof-farth hängen. 2. Wenn sie ihr besonderes Krüglein mit Wein halten, und die Männer, als ob es nur Cofsent (Kaffee) oder Mittel-Bier sey, bereben wollen. 3. Wenn sie ihre Männer bey ankommenden guten Freunden, so ihnen eine Visite geben, verleugnen, aus Furcht, es möchten etwa ein Paar Maas Bier, Wein oder Tabak aufgehen.“

Frauenzimmer betriegen, 1. wenn sie die Flecken, so sie im Gesicht haben, mit denen sogenannten Schön-Flecken oder Mouches bedecken, damit man sie vor ausbündig schön halten sollte, folglich den Mannes-Personen zu bösen Begierden Gelegenheit geben mögen. 2. Wenn sie vor wohlgenachtem angesehen seyn wollen, deswegen verschiedene dazu dienliche Sachen unter den Kleidern tragen und sich damit ausbrüsten. 3. Wenn sie unter ihrem Schmutz falsche Perlen und Edelgestein tragen, wenn sie rothe oder braune Haare schwarz färben, wenn sie gläserne Augen und elfenbeinerne Zähne einsetzen lassen zc.

Wie es um die Schauspielkunst am Anfang des vorigen Jahrhunderts in Deutschland bestellt war, und wie man die „Mimen“ dazumal ansah, zeigt recht drastisch der Artikel: „Comödianten“:

Comödianten betriegen: 1. Wenn sie, um die Leute desto häufiger herben zu locken, und ihnen gleichsam das Geld aus den Händen zu spielen, immer ausrufen lassen: heute wird die letzte gespielt! wer noch was Schönes zu sehen begehrt, der muß sich heute einstellen! da sie doch wohl noch viele Tag ihr unnützes Gezeug und Spielwerk präsentiren. 2. Wenn sie

sehen, daß die Spectatores eben kein sonderl. Vergnügen bezugen, die Leute bereden, es solte auf folgenden Tag besser werden, sie möchten nur wiederkommen, man würde da schöne Leute sehn und von dem Harlequin würde auch ein lustiges Nachspiel gemacht werden, da doch hernach eben die alte Leyer gespielt wird.“

Als Mittel gegen die „Comödianten“ giebt der „Gemeinschaftl. Rath“ Folgendes an: „Ist das Beste und Christlichste, solchen Landfahrern und Geldschneidern gar kein Gehör zu geben, sondern ihnen gleich Anfangs den Weg zu weisen, damit durch ihre Zoten und Voffen Niemand geärgert, noch um die edle Zeit und Geld gebracht werde.“

Wie „korrumpirt“ die Presse im Jahre 1721 war, zu einer Zeit, also, da es noch keinen „Schmod“ gab, belehrt der nachstehende „Artikel“:

Zeitungschreiber betriegen, 1. wenn sie zu denen von anderen Orten her erhaltenen Relationibus (Mittheilungen) aus eigenem Gehirn noch mehrere ohne Grund dazzu thun. 2. Wenn sie zur Ausfüllung der Blätter selbst Dinge, die zwar möglich, aber zu der Zeit nicht geschehen seyn, fingiren und es hernach als eine wahrhaftig jetzt passirte Geschichte in die Welt schreiben. 3. Wenn sie gegen ein Recompent dieses oder jenes Mannes Thaten, wie er sie ihnen angiebt, um sich der Welt bekannt und groß damit zu machen, in ihre Advisen fegen. 4. Wenn sie vom Auctore oder Verleger eines Buches Geld nehmen und dasselbe, ohnerachtet denen Gelehrten und dem Publico nichts daran gelegen, mit unverdienten Lobsprüchen recommendiren und fund machen. 5. Wenn sie bei Ermangelung der Materie, die Blätter voll zu machen, alte Histsörgen in die Zeitungen mit eindrücken lassen, und solche vor neue, und als ob sie erst kürzlich passirt wären, ausgeben. 6. Wenn sie aus Mangel dessen, was sie schreiben sollen, Dinge berichten, an deren Wissenschaft der Welt doch nichts gelegen, und zum Exempel, daß dieser oder jener vornehme Herr sich mit der Jagd, Comödien, Opern, Schlittenfahrt und Comödiantinnen divertiret, oder an dem Fuß Ader gelassen, dergleichen Zeug mehr in einem Thor-Zeital als in die Zeitung gehört, und was dergleichen unnöthige Dinge mehr sind, berichten.“

Die meisten Betrügereien, die aber keineswegs so harmlos sind, wie einzelne unter den oben angeführten, figuriren in den „Artikeln“ Advokaten, Apotheker, Bierwirths, Väter, Geistliche, Hofmusik, Hof- und Regierungsräthe, Kavalliers, Mönche, Scharfrichter und Studenten. Daß aber auch in dem Betrugslexikon entsprechend dem Charakter der Zeit, Schatzgräber, Traumdeuter, Astrologen, Hegen und Zauberer eine Rolle spielen, ist selbstverständlich. Als der „Gemeinschaftliche Rath“ sein Betrugslexikon beendet hatte und sein Werk betrachtete, da wurde ihm selbst angst und bange ob der Unmasse von Betrügereien, die allerorts verübt worden, und er schrieb seufzend die Worte nieder: „Die jetzige Welt ist nicht anders, als vor eine Grund-Suppe von allerhand Betrügereien zu achten.“ Das war vor nahezu 170 Jahren. Wenn es heutzutage einem Juristen einfallen sollte, ein Betrugslexikon zu verfassen, es würde ihm an reichlichem Material hierfür sicherlich nicht fehlen, aber dieses Lexikon würde es gleichwohl mit jenem des Fürstlich Sächsischen Gemeinschaftlichen Rathes und Amtmanns aus dem Jahre 1721 nicht aufnehmen können. Die „gute, alte Zeit“ war eben auch eine „gute Zeit“ für die Betrüger. (Weltliche. Allg. Ztg.)

Allerlei.

Vom „Wunderdoktor“ zu Hadbruch. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“ aus Hamburg: In dem zwischen Witten und Lüneburg belegenen Dörfchen Hadbruch ist seit einigen Monaten ein Schärer Namens Aft an die Oeffentlichkeit getreten, welcher mit einfachen von ihm verabreichten Heilmitteln, namentlich aber auch durch den von ihm bereitwilligt ertheilten Rath, angeblich eine große Anzahl Leidender und Kranker hergestellt hat, sodah sein Ruhm in der ganzen Umgebung und sogar weit über die Provinz Hannover hinaus verbreitet worden ist. Aft läßt sich, wie man vernimmt, von Patienten, welche nicht persönlich zu ihm kommen können, nur ein Büschel Natzenharte (!) vorlegen und ordnirt sodann nach seiner Weise durch äußerlich anzuwendende Abreibungsmittel, durch sofort verabreichte Medicinen oder durch einfache diätätische Verhaltensmaßregeln. Seine Erfolge sind nach dem, was von Mund zu Mund erzählt wird und was die Zeitungen darüber berichten, wunderbar (!) und der Zufluß an fremden Hülfsuchenden ist ein ganz kolossaler. Jeder in Hadbruch passirnde Eisenbahnzug bringt Schaaren solcher Leute, auch aus den besseren Kreisen, nach dem Orte hin, und während früher Niemand das kleine, nur wenige Häuser zählende Dörfchen kannte, spricht man jetzt überall von dem Hadbrucher Wunderdoktor und seinen über-

r Rose
gegeben
hmen;
pitän.
man
Hände
ste ein
in ein
Wir
diesen
Rheber
Ber-
ich in
geben,
hoben,
r, daß
einen
kann.
e von
Tribone
fenne
Mann
sehen,
e sind
Nun,
Bater
h der
jenen
nt zu
i, und
That
apitän
„Vor
nicht
Mann
in be-
eine
„ver-
Festel,
einem
Bagen
schaft-
erorten
möchte,
korrup-
astliche
elstift
o man
Konig,
rkauft,
tigfeit,
s (ver-
unter
er ber
it mit
Kapu-
wie er
erliche
er mit
alten
dieser
stiefen,
Er ist
Eine
in der
und
rothen
demach

